

(Nachdruck verboten.)

## Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Dem regnerischen Tage war rasch die Dämmerung gefolgt. Ein dunkler Schatten färbte das einförmige Grau der Landschaft noch ausdrucksloser. Zwei finsternen, hohen Mauern gleich standen die kahlen Pappelbäume zu beiden Seiten der Chauffee und liefen gerade da zusammen, wo die schwachen Umrisse des Dorfes Senten durch den Nebel bemerkbar wurden.

Als Tesmer Senten erreichte, begann es schon stark zu dunkeln, während ein feiner Regen herniederrieselte. Kein Mensch begegnete ihm auf der Dorfstraße; nur das taktmäßige Klappern der Dreschsegel, das bald lauter, bald leiser durch den Abend schallte, mahnte an ihre Nähe.

Das große Gehöft seines Bruders Waldemar lag mitten im Dorfe, gegenüber der alten Kirche mit dem abgestumpften Thurm. Langgestreckte, nur zum kleinen Theil massiv gebaute Ställe und Scheunen umschlossen den weiten Hof, an dessen der Kirche zugekehrten Seite das alte Wohnhaus lag. Dahinter dehnte sich ein stattlicher Obstgarten. Hohe Mauern, welche zwischen den Wirtschaftsgebäuden und rings um den Garten gezogen waren, versperrten jeden Ausblick und gaben dem Bauernhofe ein vornehmes, abgeschlossenes Gepräge.

In der Hausflur stieß Tesmer auf das erste lebende Wesen, eine junge Magd, die ihm auf seine Fragen erzählte, daß der „gnädige Herr“ in der Fabrik und die „gnädige Frau“ verreist sei.

Da der Ankömmling nach diesem Bescheide keine Miene machte, umzukehren, sondern nach der Küche zuschritt, rief sie rasch: „Muhme! S'is einer da!“

Die Gerufene, eine ältere, wohlbeleibte und bäuerlich gekleidete Person, erschien auf der Küchenschwelle. Bei dem vollen Licht, das durch die Küchentür auf Tesmer fiel, erkannte sie den Ankömmling sofort.

„Herrjeh! Der Herr Alexander! Schön' guten Abend! Der gnädige Herr sein aber auf der Fabrik und die gnädige Frau . . .“

„Ich weiß das bereits,“ unterbrach sie Tesmer, „ebensfalls einen schönen guten Abend, und dann, liebe Muhme, bringen Sie mich einstweilen nach der Stube; ich werde dort warten.“

„Wollen der Herr Alexander nicht vielleicht nach der Fabrik gehen? Der gnädige Herr kommt doch gewiß nicht so bald zurück.“

Tesmer errieth an dem unschlüssigen Benehmen der Alten deren Gedankengang. Die alte Muhme war sich offenbar nicht ganz klar darüber, ob sie ihn nach der neuerdings erfolgten Ansöhnung mit seinem Bruder als wieder ganz zur Familie gehörig behandeln durfte.

„Ich bleibe hier!“, erklärte Tesmer kurz. „Und nun bringen Sie Licht, ein paar Pantoffeln und etwas zu essen!“ Dabei machte er Miene, nach dem gegenüberliegenden Wohnzimmer zu gehen.

Die Alte stand rathlos da. Das bestimmte Auftreten Tesmer's blieb zwar nicht ohne Eindruck auf sie, aber die bange Frage, was wohl „der gnädige Herr“ dazu sagen könne, lähmte noch immer ihre Entschlüsse.

„Vielleicht nehmen der Herr Alexander ein bißel in der Küche Platz? Es ist hübsch warm d'rin und Sie werden bei dem Wetter draußen . . .“

„Lassen Sie Ihre Redensarten,“ fiel ihr Tesmer ins Wort. „Thun Sie, was ich Ihnen geheißsen habe, oder ich rufe mir jemand anderen.“

Dieser entschiedenen Sprechweise gegenüber hielt es die Alte doch für gerathener, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben.

„Wie Sie befehlen, Herr Alexander!“ stotterte sie, huschte rasch in die Küche, aus der sie gleich darauf mit einer brennenden Lampe zurückkam.

Behn Minuten später und nach einem zähen, versteckten Kampfe mit der störrischen Alten saß Tesmer behaglich in der Sophaecke, während jene den Tisch deckte und das Abendbrot aufstrug.

Tesmer musterte das Zimmer, das ihm von seinem

letzten Besuche, der allerdings Jahre zurücklag, noch bekannt war. Es war die alte, bürgerliche Einrichtung von damals, kein Stück mehr und kein Stück weniger; keine Spur von Luxus, aber auch keine von der Einfachheit eines bloßen Bauernhauses. Sein Bruder, Waldemar Tesmer, war auch kein Bauer. Er war nicht einmal von Hause aus Landwirth, sondern hatte als Direktor der Zuckerfabrik Senten den großen Bauernhof gekauft und überließ die Ackerwirtschaft in der Hauptsache seinen Beamten. Er war stark verschuldet, hielt sich aber, da er seinen Einfluß sehr zu seinem Vortheile zu benutzen verstand, ganz leidlich über Wasser, lebte gut und hatte in seiner Frau, mit der er in kinderloser Ehe lebte, eine vortreffliche Stütze. Sie hielt auf strenge Zucht und Ordnung in der Wirtschaft. Ihre durchaus praktische Lebensauffassung war für das Ganze von um so größerem Werth, als ihr Mann mit einem Fuße immer im Reiche der Projekte stand. Nachdem jedoch Tesmer's vielfache Versuche, seine eigene Wirtschaft als Objekt für überspannte Neuerungen zu benutzen, stets gründlich fehl geschlagen waren, hatten sich die beiden Gatten schließlich dahin geeinigt, daß er die Fabrik und sie die Wirtschaft zum Felde ihrer Thätigkeit wählte.

In der Fabrik hatte Waldemar Tesmer keinen schweren Stand. Das Etablissement war nur ein kleines und zum größten Theil Eigenthum der von Mohler'schen Erben, deren Bevollmächtigter der Direktor selbst war. Einige Großbauern aus Senten und den umliegenden Dörfern nannten den Rest der Fabrikanteile ihr Eigen. Das Unternehmen prosperirte trotz Tesmer's ewigen, unrationellen Verbesserungsversuchen ganz leidlich, ohne indessen einen sonderlichen Aufschwung nehmen zu können.

Alexander Tesmer hatte inzwischen sein Mahl beendet. Der volle Magen stimmte ihn nach der langen Fastenzeit äußerst zuversichtlich und behaglich. Als die Alte hereinkam, den Tisch abzuräumen, war er in der besten Laune.

Nachdem er sie durch ein Kreuzfeuer lebenswürdiger Anreden und Komplimente aus ihrer Zurückhaltung gerissen, „meine liebe Frau Steiner“ sogar dazu bewogen hatte, ihm die Zigarrentiste seines Bruders zu präsentiren, war das Eis gebrochen, und der Redestrom der Bersöhnten kannte keine Grenzen. Tesmer war nach Verlauf einer Stunde, während er gemüthlich auf dem Sopha ausgestreckt mit vollem Behagen seine Zigarre rauchte, bereits sehr genau über die Verhältnisse seines Bruders unterrichtet. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Gutes waren im Zuneimen; seines Bruders Stellung als unumschränkter Herrscher in der Fabrik nach mehreren schweren Mißerfolgen in der letzten Zeit stark erschüttert; er selbst vom Rheumatismus sehr geplagt, und seine Schwägerin so habgierig und herrschsüchtig wie früher.

Er erfuhr, daß sein lieber Bruder „großes“ mit ihm vorhatte. Er brauchte eine Stütze, was nach Alexander Tesmer's Ansicht so viel hieß, wie einen Menschen, der Pech gehabt hatte und den man in seiner gedrückten Lage bequem ausbeuten konnte. Der alte Haß gegen seinen Bruder, den herrschsüchtigen, rücksichtslosen Gewaltmenschen erwachte sofort wieder in ihm, nicht aus Motiven einer lauterer Sinnesart, sondern aus der Charaktergleichheit beider, die ihn instinktiv fühlen ließ, daß für beide nicht Platz nebeneinander sei. Tesmer's Plan war daher schnell gefaßt. Dem Bruder gegenüber wollte er einstweilen die Hand in der Tasche halten, der Schwägerin möglichst aus dem Wege gehen.

Wagengerassel unterbrach plötzlich den Wortschwall der Alten.

„Der gnädige Herr!“ war alles, was sie, vom Stuhl aufspringend, noch jagen konnte.

Tesmer erhob sich langsam aus seiner liegenden Stellung. „Bringen Sie die Zigarrentiste wieder an Ort und Stelle und werfen Sie die Reste und die Asche in's Küchenfeuer!“ herrschte er die noch immer verblüfft Dastehende an.

Die Alte gehorchte und schlüpfte hinaus.

Eine Minute später trat Waldemar Tesmer in's Zimmer. Die Anwesenheit seines Bruders, der ihn kurz begrüßte, setzte ihn wenig in Erstaunen.

„Also bist Du doch gekommen! Das Wasser steht Dir wohl am Halse? — Auch scheinst Du Dich ja schon recht heimisch zu fühlen!“ setzte Waldemar nach einer Pause hinzu. „Pantoffeln — eine Zigarre — hoffentlich auch meinen Wein probirt? Haha, das sieht Dir ähnlich, Junge!“

Der „Junge“ ließ indessen diese Rede ruhig über sich ergehen, hatte sich gemächlich wieder auf das Sopha gesetzt und betrachtete einige Sekunden die große, wohlbeleibte Gestalt seines Bruders, dem Frau Steiner den Mantel abnahm.

„Er sieht recht gealtert aus“, dachte er, einen flüchtigen Blick auf das faltige Gesicht seines Bruders werfend, das ein starker Vollbart umrahmte, während auf dem lahnen Schädel nur noch einige dünne Haarbüschel zu sehen waren.

„Ich hatte, offen gestanden, wenig Lust, draußen vor der Posthür auf Dich zu warten. Uebrigens scheinst Du übler Laune zu sein.“

„Uebler Laune? Unsinn! — Und doch, Du hast recht. Man hat seinen Kopf voll und es ist gut, daß Du hier bist. Die Arbeit erdrückt mich fast und dazu diese höllischen Schmerzen in den Knochen. Wahrhaftig, man könnte übler Laune werden!“

Während Waldemar seinen Thee schlürfte, erfuhr er alles Nähere über Alexander's Schicksale in den letzten Jahren.

Wie sein Bruder hatte Alexander seinen Weg in der Zuckerindustrie zu machen versucht. Als erfahrener Praktiker hatte er sich bis zur rechten Hand des Direktors aufgeschwungen. Sein Glück wäre vielleicht gemacht gewesen, wenn nicht plötzlich ein Windstoß das schöne Kartenhaus umgeblasen hätte. Durch unsinnige Spekulationen des Direktors war das Unternehmen verkracht, Alexander auf dem Straßensplaster und nun ein Bittender in seines Bruders Hause.

„Brauchen kann ich Dich sehr gut. Aber eins sage ich Dir: keine Illusionen! Ich habe nur eine Schreiberstelle für Dich mit 160 Thaler Gehalt, freier Wohnung und Heizung. Mehr geben die Aktionäre nicht; auch das habe ich nur mit Mühe erlangt. Also, wenn Du willst, dann schlage ein!“

Alexander schlug zu, ohne viel Worte zu machen. Eine Stunde blieben die Brüder noch beisammen, meist über geschäftliche Dinge sprechend, dann brach Alexander auf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Wie entsteht technisch eine große, mit Rotationsmaschinen gedruckte Zeitung?

Neun Zehntel des Volkes schöpfen heute ihre gesammte geistige Nahrung aus den Zeitungen, die — sofern es große Unternehmungen sind — alle Wissensgebiete berücksichtigen. Es verlohnt wohl der Mühe, sich einmal darüber zu unterrichten, wie es unsere heutigen großen Zeitungen fertig bringen, den Bericht über ein Ereigniß von gestern Abend, das in fernen Ländern, vielleicht jenseits des Ozeans, sich zutrug, uns am andern Morgen fein säuberlich auf den Tisch zu legen.

In erster Linie ist es der elektrische Telegraph, in zweiter Linie die eminent vorgeschrittene Drucktechnik, welche solche Wunder zu vollbringen im Stande sind. Ein Heer von Berichterstattern in allen Ländern der Welt ist der Redaktion verpflichtet, ihr alle Neuigkeiten anzutragen, das besonders Wichtige zu telegraphiren. Die großen internationalen Depeschendirektoren liefern außerdem für eine Pauschalsumme im Abonnement den Zeitungen ihre Depeschen durch Expressboten Tag und Nacht ins Haus. Ständige und gelegentliche Mitarbeiter senden Beiträge aus allen Wissensgebieten. Berichterstatter für die Börse, Handel, Industrie, Technik, für Musik, Theater, bildende Künste, Sport, die Deutsche Seewarte über Witterungsaussichten etc., sie alle melden täglich oder in größeren Zeitabschnitten das ihnen für die Zeitung interessant erscheinende. Novellisten, Romanschriftsteller senden Beiträge für das Feuilleton ein. Diese ganze Fluth von Beiträgen und Nachrichten mündet auf dem Schreibtisch des Chef-Redakteurs, dem Spezial-Redakteure für Politik, Börse und Feuilleton zur Seite stehen.

Zahllose in- und ausländische Zeitungen werden auf der Redaktion und von besonderen Lesern durchgesehen und theilweise benutzt. Die geschriebenen und gedruckten Manuskripte aber wandern sämmtlich mit entsprechenden Randbemerkungen für Schriftgattung und Placirung in die Setzerfäße.

Fünzig und mehr Setzer empfangen meist in kleinen Abschnitten das Manuskript. In den großen Setzerfäßen stehen die Setzer an pulkartigen Segregalen, welche in Fächern die Lettern enthalten. Buchstabe um Buchstabe wird im sogenannten Winkelhaken, kleinen eisernen Kästchen ohne Vorderrand und Deckel, auf Zeilenbreite aneinander gereiht. Einige Zeilen füllen ihn, sie werden dann ins Setzschiff gestellt und der Winkelhaken wird immer wieder von neuem vollgesetzt. Das Setzschiff hat meist Spaltenbreite und ist tablettartig

gestaltet mit drei niedrigen, senkrecht aufsteigenden Rändern, während die vierte Seite ohne Bord ist, damit man den Satz, nachdem er mit einer Schnur zusammengebunden wurde, herausziehen kann. Von allen Sägen werden sofort Handabdrücke hergestellt, diese und das Manuskript wandern in die Hände des Korrektors, welcher die Satzfehler am Rande der Abdrücke anmerkt, damit der Setzer sie verbessert.

Das Formiren der Kolonnen besorgt der „Metteur“. Er stellt die einzelnen Schriftsätze zusammen, bringt sie ins richtige Format und liefert an Korrektoren und Redakteure neue Korrekturabzüge.

In manchen Druckereien wird neuerdings der Satz theilweise in Setzmaschinen verschiedener Systeme und durch die Zeilengießmaschine hergestellt. Die ersteren werden ähnlich wie eine Schreibmaschine bedient, durch den Druck der mit den betreffenden Buchstaben bezeichneten Lasten werden die entsprechenden Typen gelöst, die dann durch Kanäle gleiten und ihren Platz in der Zeile einnehmen. Die Maschinen arbeiten bedeutend schneller als ein Setzer im Stande ist, sind jedoch wegen ihrer Komplizirtheit nicht zu allgemeinerer Einführung gelangt. Bessere Aussichten hat die Mergenthaler'sche Zeilengießmaschine, welche in Amerika bereits große Verbreitung erlangt hat. Bei dieser bewirkt der Druck auf eine Last den Eindruck eines Stempels in eine Matrize; diese wird in der Maschine zeilenweise ausgegossen und liefert so gegossene Zeilen. Einfacher in der Konstruktion ist die von Rogers und Wright erfundene Gieß- und Setzmaschine, „Typograph“ genannt. Diese arbeitet etwa fünfmal so schnell wie ein Setzer und bietet gleich der Mergenthaler'schen den Vortheil, daß Letternmaterial gespart wird und stets von scharfen Stereotypen gedruckt werden kann.

Früher druckte man auch die großen Zeitungen vom Flach auf dem Fundament der Maschine ruhendem Schriftsatz. Die „Schnellpresse“ lieferte in der Stunde einige tausend Exemplare. Das genügte und genügt auch heute noch für kleine Zeitungen. Der Wett-eifer unter den großen Zeitungen und die Ungeduld des Publikums verlangten aber gebieterisch größere Leistungen, und so erfand man die Rotationsmaschine, welche den Satz stereotypirt in Walzenform enthält und auf endloses Papier in derselben Zeit das Zehnfache druckt. Da aber eine einzige Rotationsmaschine in einer Stunde eine Millionenauflage druckt, so kann die Redaktion bis spät in die Nacht noch Neues in die Morgenausgabe aufnehmen.

Um von dem Schriftsatz halbrunde Platten zu gewinnen, wird von ersterem eine Matrize abgenommen, indem man weiches Papier auf die Satzform legt, darüber eine Schicht Kleister streicht, und darauf wieder ein Blatt Fließpapier breitet. Mit Bürsten wird dann darauf geklopft, damit sich die Masse an die Typen anschiebt, das Typenbild sich klar abdrückt, die Bunzen (Vertiefungen neben dem Letternbilde) tief zu liegen kommen, während das Bild hervorragt. Die Prozedur wird nach öfterem Hinzufügen neuer Bogen Papier und Kleister mehrmals wiederholt. Die Matrize wird dann in einen Rahmen gespannt und in einem besonders dazu konstruirten Ofen einem hohen Hitzegrade ausgesetzt, welcher bewirkt, daß sie trocknet und fest wie Karton erscheint, auf dem man die vertieften Buchstaben sehr deutlich lesen kann. Gebogen und in eine halbrunde Gußform gelegt, dient sie dieser als Basis beim Ausgießen mit Stereotypmetall. Zwei Stereotypen zusammen ergeben einen vollständigen Ring, acht Stereotypen bedecken die Länge des Plattenzylinders, auf den sie solid aufgeschraubt werden.

Mitternacht ist bereits herangenaht und eben werden die letzten Platten in die Maschine gebracht, da telephonirt der Chefredakteur: „Halt, es kommen noch Depeschen.“

Zwei Minuten später wird dem Setzerfaktor ein kleines Manuskript gebracht, das dieser in einige Theile zerschneidet und an ebenso viele Setzer vertheilt. Der Satz ist in einigen Minuten gesetzt, zusammengestellt, wird eilends abgezogen und korrigirt. Dann wird er in die Satzform eingefügt und eine neue Matrize und eine neue Gußform hergestellt. Fünfzehn bis zwanzig Minuten nach Eintreffen der erwähnten letzten Depeschen legt die Maschine die ersten Abdrücke in unsere Hände.

Während der Bürger in seinem Bette sich erquickendem Schlummer hingeben darf, sind hier zahlreiche Hände noch stundenlang emsig thätig.

Der Vorgang beim Druck ist im wesentlichen folgender: Man denke sich mehrere Gruppen von Walzen und Zylindern horizontal, theils neben-, theils übereinander gelagert, sämmtlich in rotirender Bewegung. Das „endlose“ Rollenpapier wird von einer Welle zur anderen gezogen und empfängt nacheinander Feuchtung, Druck, Widerdruck, wird zerschritten und gefalzt.

An dem einen Ende der Rotationsmaschine dreht sich eine Rolle Papier von etwa einem Meter Durchmesser, wie sie die Leser gewiß schon oft auf den Kollwagen der Spediture durch die Straßen großer Städte haben fahren sehen. Das Papier wickelt sich selbstthätig ab und wird zunächst zwischen mehreren mit Filz bekleideten Walzenpaaren hindurchgeführt. Diese Walzen haben hohle eiserne Spindeln als Kern, welche durchlöchert sind, um den hineingeleiteten Dampf durchzulassen und so den Filzbezug anzufeuchten. Von diesen Walzen empfängt das Papier von oben und unten die Feuchtigkeit, wodurch es geschmeidiger wird, zugleich zur Aufnahme des Druckes empfänglicher. Während das Papier gefeuchtet wird, bereitet sich die Farbe ebenfalls vor, ihre Mission zu erfüllen. Durch ein Pumpwerk wird die Druckerschwärze in trogartige Behälter von der Länge der Walzen gehoben. Von diesem Vorrath leckt die

erste Farbwalze, sich drehend, fortgesetzt Farbe ab, überträgt sie auf eine sich ebenfalls drehende zweite, diese auf eine dritte und vierte und so weiter, bis die Farbe fein und gleichmäßig verrieben den rotirenden Plattenzylinder erreicht. Dieser ist mit den vorerwähnten runden Stereotypplatten besetzt. Die Erhabenheiten der Platten berühren die Farbwalze und empfangen auf diese Weise Drucker-schwärze. Das gefuchtete Papier hat sich inzwischen genähert, läuft über den ersten Druczylinder, welcher dicht am ersten Plattenzylinder gelagert ist, jener drückt das Papier an den eingeschwärtzten Plattenzylinder, und so entsteht der Druck der Vorderseite, Schön-druck genannt. Söförmig sich weiter schlängelnd, legt sich das Papier alsbald um den zweiten Druczylinder, der es an den zweiten eingeschwärtzten Plattenzylinder drückt zur Empfangnahme des rückseitigen Drucks, „Widerdruck“ genannt. Auf seinem ferneren Wege gelangt das Papier zwischen zwei Schneidezylinder, welche den Zweck erfüllen, das „enbloße“ Papier in Bogen zu zerschneiden. Der eine der beiden Zylinder enthält der Länge nach ein sägeartig gezahntes Messer, während der andere eine Nut (Vertiefung) aufweist. Zudem das Messer nun zur rechten Zeit in die Nut einschlägt, durchlocht (perforirt) es das dazwischenlaufende bedruckte Papier, welches sodann auf den Reihwalzen auseinandergezerrt, somit in Bogen getheilt wird. Unterhalb dieser Stelle in der Maschine ist eine Vorrichtung zum Falzen der Bogen angebracht. Ein mechanisches Zählwerk mit Zifferblatt zeigt fortwährend, wie viel fertig gefaltete Exemplare bis zur Sekunde die Maschine verlassen haben; jedes volle Hundert wird durch ein elektrisches Läutewerk gemeldet. In sabelhafter Schnelligkeit thürmen sich die fertigen Exemplare. Die Beilagen, in einer zweiten und dritten Maschine in gleicher Weise gedruckt, werden mit dem Hauptblatte zusammengeschossen, und die Zeitung ist fertig.

Auf dem Hofe der Druckerei warten bereits mehrere Kutscher mit ihren Fuhrwerken, um die durch die Post abonnierten Exemplare zum Postzeitungsamt zu fahren. Dort werden sie von einem Heer von Beamten sofort nach den Bestimmungsorten abgetheilt und verpackt. Schon stehen die Postwagen bereit, um nach den verschiedenen Bahnhöfen abzufahren, von wo sie mit den Nachzügeln in die Provinz befördert werden. Von der Druckerei fahren inzwischen auch die schwer beladenen Wagen nach den Zeitungs-Expeditionen ab. Zeitungsboten, Frauen und leider auch Kinder, sämmtlich mit Laternen versehen, eilen von Druckerei zu Druckerei, um den Bedarf für die Kunden ihres Prinzipals zusammenzubolen. Gegen sechs Uhr morgens ergiebt sich dann der Schwarm in die Straßen der noch stillen Stadt. Wie die Ferkelchen rennen die Aus-träger mit ihren Laternen von Haus zu Haus, treppauf, treppab, denn bis 7 Uhr soll jeder Kunde versorgt sein.

Das ist das Bild unserer modernen Zeitungsindustrie, zugleich ein Bild unserer Zeit. — Paul Hennig.

## Kleines Feuilleton.

t. Ein merkwürdiger Baum befindet sich in dem Garten des buddhistischen Klosters Gumbum im nördlichen Tibet (Inner-Asien.) Dieser Baum bringt nämlich auf seiner Rinde und auf seinen Blättern Buchstaben, Worte und sogar ganze Gebete hervor, weshalb er bei dem abergläubischen Volke eine scheue Verehrung genießt. Die europäischen Gelehrten haben begreiflicherweise das Vorhandensein eines solchen Baumes mit Entschiedenheit bestritten, aber die Angaben der neuesten Forschungsreisenden, unter denen sich Männer wie Potanin und Grenard befinden, haben die Existenz dieses Baumes außer Zweifel gesetzt. Es ist nur noch die Frage, wie die wunderbaren Schriftzeichen auf der Rinde und den Blättern entstehen. Darüber hat man sehr verschiedene Vermuthungen geäußert. Erstens könnte man annehmen, daß sich auf den Blättern und auf der Rinde gewisse natürliche Flecken oder Hervorragungen bilden, die zuweilen so merkwürdige Formen annehmen, daß man mit einiger Einbildungskraft Schriftzeichen daraus lesen kann. Zweitens könnten, wie Potanin annahm, derartige Figuren durch die Arbeit von Insekten hervorgebracht werden. Drittens endlich liegt die Möglichkeit vor, daß die ganze Sache ein von den buddhistischen Priestern geübter Betrug wäre, um das leichtgläubige Volk in Respekt zu erhalten. Der französische Reisende Eduard Blanc hat selbst Zweige dieses Baumes in den Händen gehabt und ist nach seinen Beobachtungen entschieden der Ansicht, daß die letzte von den drei Annahmen zutreffend ist, daß es sich also lediglich um einen verschmitzten Betrug seitens der buddhistischen Priester handelt. —

## Literarisches.

— Die englische Schriftstellerin Miss Braddon, deren Romane auch in Deutschland einen zahlreichen Leserkreis gefunden haben, ist der Schrecken der „Seker“ geworden, die ihre schauerliche Handschrift lesen und entziffern müssen. Es scheint — so plaudert Miss Dickens, des Dichters Tochter, im „Windsor Magazine“ — als ob die Leserkraft von Dichtermanuskripten im ungelehrten Verhältnis zu ihrem Ruhm und ihrer Bezahlung steht. Je illustrier der Schreiber, um so schundmäßiger seine Schrift. So auch Miss Braddon in ihren Manuskripten. In ihren Briefen befeigt sie sich der saubersten und leserlichsten Buchstaben. Interessant ist die Schaffensweise Miss Braddon's. Sie schreibt nur dreibändige Romane. Und zwar nach dem ersten Bande gleich den dritten! Den zweiten fügt sie nachher mit allem notwendigen Gefüllsel ein. Diese „dichterische“ Prozedur hat sie von Lord Lytton entlehnt, der

gleicherweise zu verfahren pflegte und seine Art zu schreiben als höchst nachahmenswerth und praktisch seiner Freundin empfahl. —

## Theater.

— Im Lessing-Theater hat die Direktion Blumenthal am Mittwoch ihr zehntes, und wie bekannt, letztes Spieljahr begonnen. Man füllte in dem Hause, das immer noch dem Dichter des „Nathan“ geweiht ist, den ersten Abend mit zwei vom Herrn Direktor selber geschriebenen Stücken aus. Die beiden Lustspiele „Abu Seid“ und „Das zweite Gesicht“ sind bereits im Schauspielhause aufgeführt worden, und dies Verhängniß dürfte ihre literarische Bedeutung auch in den Augen derer kennzeichnen, die sich über den Dichter Blumenthal noch nicht klar sind. Der in orientalische Kleider gesteckte Schwerenöther Abu Seid predigt in aalgatten Versen blasirte Lebenslust und bringt gerade, wie es sonst im Salon der Komtesse K. geschieht, den üblichen Bäckisch unter die Haube. Im „Zweiten Gesicht“ lebt sich Blumenthal'sche Welt- und Lebensanschauung wieder ordnungsgemäß in Manichetten und Lackstiefeln aus. Der im Stil der Haase'schen alten Herren gehaltene „Vorgang“, dem kein Mensch mehr etwas pumpt, erlebt durch die Liebesswürdigkeit der gehäpten bürgerlichen Schwägerin angenehme Enttäuschungen und wird von dieser braven Wittwe so gut versorgt, daß er bis an seinen Lebensabend märchenhaft viel Geld verspielen kann. Dies Lustspiel ist schon ellihe Jahre alt; Herr Blumenthal hat es neulich aber in liebenswürdiger Koulanz von vier Akten auf drei gekürzt. In beiden Stücken spielte der vom Schauspielhause an die Stätte seines früheren Wirkens zurückgekehrte Herr Adolf Klein den Helden mit bekannter Eleganz. Fräulein Fling vom Schiller-Theater debutirte als junge Wittwe. Sie scheint sich leicht in das Ensemble des Lessing-Theaters hineinzufinden. —

## Musik.

— Nicola Spinelli's Oper „A basso porto“ wird im Oktober im Opernhause zur Aufführung gelangen. —

— Das Theater Unter den Linden bereitet einen Offenbach-Zyklus vor. —

— Richard Strauß, derzeit Hofkapellmeister in München, hat seine Stelle gekündigt und sich vom 1. September 1898 an das Hamburger Stadt-Theater als erster Kapellmeister verpflichtet. —

— Von der Wiener Hofoper. R. Wagner's Jugendoper „Die Feen“ wird in dieser Saison zur Aufführung kommen. — Direktor Jahn hat seine Entlassung genommen. Als sein Nachfolger wird Kapellmeister Mahler, früher in Hamburg, genannt. —

— „Die schwarze Kaschla.“ Oper in 4 Akten von Blüthgen, Musik von Georg Farno, hat bei ihrer Erstaufführung in Zschl. gefallen. —

## Kunstgewerbe.

— Zu dem Preisausschreiben für Künstler-Postkarten aus dem Königreich Sachsen ist noch zu bemerken, daß zur Theilnahme an dem Preisbewerb nur solche (männliche oder weibliche) Personen berechtigt sind, die ihren Wohnsitz in Sachsen haben. —

## Geographisches.

— Vom britischen Museum wird eine Expedition nach Christmas Island ausgerüstet, welches 300 Kilometer südlich vom Westende Java's ganz vereinsamt im indischen Ozean liegt. Die Insel war ursprünglich unbewohnt, dient aber jetzt wenigen Weißen und einer Anzahl Arbeiter von den Keelinginseln zum Aufenthalt, welche aber über das Innere der nur über 20 Kilometer langen Insel ganz ununterrichtet sind. In der That kann sie noch als unberührt von fremden Einflüssen gelten, doch hört dieses jetzt auch auf, da sich eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Phosphate der Insel gebildet hat. Dieses ist der Grund, daß nun schleunigst die Erforschung der ursprünglichen Fauna und Flora in Angriff genommen werden, bevor diese noch unter dem Einflusse der Europäer Veränderungen erleiden. Mit dieser Aufgabe ist der Naturforscher G. W. Andrews betraut worden. Christmas Island hat eine Größe von 260 Quadrat-Kilometer, ist vulkanischer Natur und hat Berge, die bis 370 Meter ansteigen. Was bisher über die Fauna bekannt ist, bestätigt das häufige Vorkommen von Thieren, die der Insel eigenthümlich sind. So sind drei von den fünf bekannten Säugethieren, sämtliche Landvögel und vier von den fünf Reptilien einheimisch. Auch in botanischer Hinsicht hofft man auf dem mit dichtem Urwald bedeckten Silande auf reiche Ausbeute. —

## Physiologisches.

ie. Die Bedeutung der Galle für den menschlichen Körper. Der englische Physiologe Fraser hat schon vor geraumer Zeit der königlichen Gesellschaft in Edinburgh die merkwürdige Entdeckung mitgetheilt, daß Schlangengift für Thiere ganz unschädlich ist, wenn es direkt in den Magen eingeführt wird, auf diesem Wege können Thiere eine tausendmal größere Giftdosis vertragen, als wenn ihnen das Gift unter die Haut eingespritzt würde. Zuerst hat man angenommen, daß die Magensaft selbst überart zerstörend auf das Gift wirken, nach den neuesten Untersuchungen Fraser's ist es aber die Galle,

welche, vielleicht zusammen mit noch anderen Ausscheidungen, den Giftstoff in dem thierischen Körper unschädlich macht. Eine Reihe sehr interessanter Experimente dienen zum Beweise dieser Thatsache. Frazer impfte nämlich verschiedene Thiere mit einer Mischung von Schlangengift und von flüssiger Galle, und es stellte sich heraus, daß die Wirkung des Giftes durch die Hinzufügung der Galle bedeutend abgeschwächt wurde. Es wurden zu diesen Versuchen die Gallenausscheidungen zunächst ebenfalls von Giftschlangen genommen, z. B. die Galle der afrikanischen Brillenschlange, der Puffotter und der Klapperschlange. Die Galle von jedem dieser Thiere wurde auf ihre Wirkung auf das Gift der afrikanischen und indischen Brillenschlange untersucht. Wir wollen nur ein Beispiel anführen: Ein Kaninchen stirbt, wenn ihm  $\frac{1}{4}$  Milligramm Cobra-Gift pro Kilogramm seines Gewichtes eingepfist wird. Das Thier stirbt aber nicht von dieser Dosis Schlangengift, wenn nur  $\frac{1}{10}$  Milligramm Galle von derselben Schlange dem Gift hinzugefügt wird, oder  $\frac{3}{10}$  Milligramm von der Galle der Klapperschlange oder 1 Milligramm von der Galle der Puffotter. Selbst wenn noch größere Mengen von Gift dem Thiere eingeflüßt wurden, blieb es bei Hinzufügung einer entsprechenden Menge von Galle am Leben. Es ist aus diesen Versuchen zunächst die interessante Folgerung zu ziehen, daß es den Giftschlangen gar nichts schadet, wenn sie beliebige Quantitäten von ihrem eigenen Gifte herunterzuschlucken, weil sie stets eine genügende Menge von Galle in ihrer Gallenblase haben, um das sämmtliche ihnen zur Verfügung stehende Gift unschädlich zu machen. Nun wurde von Frazer weiter die Wirkung der Galle von einer nichtgiftigen Schlange untersucht und gefunden, daß auch diese Galle gegen das Schlangengift eine ähnliche, wenn auch etwas geringere Wirkung besitzt: auf  $\frac{1}{4}$  Milligramm Cobragift waren 2 Milligramm Galle genügend, um den Tod des Versuchsthieres zu verhindern. Endlich wurde Ochsgalle benutzt, und auch diese bewies ihre Kraft gegen das Gift der Brillenschlange, wenn auf  $\frac{1}{4}$  Milligramm von diesem 10 Milligramm Ochsgalle genommen wurden. Uebrigens sind in dieser Beziehung die afrikanischen Eingeborenen bis jetzt gelehrter gewesen als der berühmteste europäische Arzt, denn in Afrika geben die Medicinmänner seit langem häufig Schlangengalle als Mittel gegen Schlangenbiß zusammen mit zerstoßenen Schlangentöpfen, die noch die Giftdrüsen enthalten müssen; die Galle wird dort auch für das beste Mittel gegen das Schlangengift gehalten. Als ein europäischer Arzt einmal darauf aufmerksam geworden war, daß die Schlangendoktoren in Afrika die Schlangengalle als Heilmittel anwenden und einen solchen aufforderte, sich näher darüber auszulassen oder eine gemeinsame Untersuchung über die Schlangengalle vorzunehmen, weigerte sich der Neger entschieden unter der Begründung, daß der weiße Medicinmann anfangs, zu viel von ihm zu lernen. Der Mann hatte sicherlich Furcht, der Fremdling würde ihn seiner Praxis berauben. Die Untersuchungen Frazer's haben vielleicht noch eine größere Tragweite, da es noch auf eine Prüfung ankäme, ob die Galle des Menschen eine ähnliche Wirkung nicht auch gegen andere Krankheitsgifte wie die von Diphterie und Starrkrampf besitzt.

**Technisches.**

— Der Lichtstärke Leuchtturm. An den Küsten der Bretagne wird binnen Kurzem ein neues Leuchtfeuer errichtet werden, dem der Vorzug beigelegt wird, die mächtigste Lichtquelle der ganzen Welt zu sein. Das neue Bauwerk ist der sogenannte Leuchtturm von Gémahl, der, in der Aufmauerung schon fertig, sich auf der äußersten Südspitze des Kap Finisterre, inmitten der berühmten Penmarc-Klippen erhebt, welche Jahrhunderte lang der Schrecken der Schifffahrt waren. Zwar existirt schon ein Leuchtturm auf Penmarc, derselbe hält aber keinen Vergleich mit dem jetzigen, etwa 120 Meter von dem alten Thurm errichteten aus. Vom Boden bis zur Spitze der Kruppel mißt der neue Thurm 64 Meter; seine Fußhöhe liegt 59 Meter über dem Hochfluthspiegel des Meeres. Seine Leuchtkraft ist gleich 10 Millionen Kerzen, das heißt, übertrifft um das fünffache die Leuchtkraft des Thurmes von La Hève, welcher bis jetzt für die stärkste aller einschlägigen Lichtquellen galt. Die Tragweite des neuen Leuchtfeuers wird auf 100 Kilometer geschätzt.

— Dem Amerikaner Thomas B. Dixon von Kentucky ist eine elektrische Erfindung geglückt, woran Edison, Tesla und viele andere Elektriker jahrelang vergebens gearbeitet haben, nämlich sechs Drahtmeldungen zugleich über denselben Draht zu schicken. Dixon hat kürzlich in Boston seinen Apparat vorgelegt. Die Versuche fielen zur völligen Befriedigung aus.

**Humoristisches.**

— Was ist Nachruhm? Ein Leser des „Standard“ erzählt Folgendes: Kürzlich besuchte ich Stratford on Avon, als ein Junge von 10 oder 11 Jahren, der neben mir vor dem Schaufenster eines Photographen stand, auf ein Bild zeigte und mich belehrte: „Das ist das Haus von Shakespeare“. Ich fragte ihn: „Wer war denn Shakespeare?“ worauf der Junge mit listigem Augenzwinkern: „Er stahl einen Hirsch“ erwiderte. Darauf bemerkte ich dem Kleinen, ich hätte nichts davon in der Zeitung gelesen, ob es wohl vor kurzem oder vergangene Woche geschehen sei? Er antwortete: „Ich glaube, es sind schon drei oder vier Jahre her.“ Ich fragte ihn weiter, ob

das alles wäre, was Shakespeare geleistet hätte und warum man so viel Bilder von ihm in seiner Vaterstadt fände. Darauf meinte der kleine Stratford: „Er war ein reicher Mann und wohnte in einem großen Hause.“

— Theorie und Praxis. „James“ — sagte der Lehrer — „merke Dir's, das ganze Geheimniß des guten Lesens besteht darin, daß man gerade so liest, wie man spricht. Steh nun einmal auf und versuche Deine Lektion so zu lesen.“

James gehorchte. Der erste Satz lautete: „William, bitte, willst Du mir Deinen Papierdrachen für einen Augenblick leihen?“

James dachte eine Weile nach, dann rief er: „Bill, wenn Du mir nicht sofort Deinen Papierdrachen gibst, schlage ich Dir alle Knochen entzwei!“

Ehe der verdunte Lehrer zu Worte kommen konnte, fügte James hinzu:

„So würde ich es sagen, Herr!“

(Enquire Within.)

**Vermischtes vom Tage.**

— In den Wäldern der Kreise Görlitz, Bunzlau und Lauban haben sich die Kreuzottern so vermehrt, daß sie zu einer wahren Landplage geworden sind.

— Zwischen Schweina und Gumpelstadt (Thüringen) wurden zwei Arbeiter, die gemeinsam unter einem Regenschirm gingen, vom Blitz erschlagen.

— Im Rabensteiner Walde bei Chemnitz wurde an dem Baumeister Winkler aus Limbach ein Raubmord verübt.

— Das Fabrikgebäude der Märkischen Drahtwerke in Oberrahmede bei Lüdenscheid ist durch Feuer zerstört worden.

— So Eine! In Alzey wollte dieser Tage ein Fräulein sich ein wenig in ihr „Boudoir“ zurückziehen. Als sie jedoch die Thür öffnete, sah sie etwas darinnen stehen, stieß gellende Hilferufe aus und rannte davon. Leute kamen herbei und fanden in dem Zimmer eine Kuh. Sie stand vor dem Spiegel und besah ihre Schönheit.

— Bei der letzten Ueberschwemmung in Böhmen fing ein Oekonom in Ullersdorf in seiner vom Hochwasser erreichten Wohnstube drei große Karpfen im Gewichte von 12 Kilo.

— Der Schlafwagendieb, der im vergangenen Monat auf den Strecken Wien-Karlsbad und Wien-Krautau verschiedene Diebstähle verübte, ist in Wien verhaftet worden. Der Mann ist ein deserirter Infanterist eines bosnischen Regiments.

— Unglück in den Alpen. Aus Sitten (Schweiz) wird gemeldet: Bei einer Besteigung des Mont Pleureux durch eine Gesellschaft von acht Personen wurde die erste Gruppe, bestehend aus dem Pfarrer Gonin von Sitten und drei seiner Pensionäre von einer Lawine erfaßt und in die Tiefe gerissen. Alle vier Personen blieben todt. Die aus dem Führer und drei jungen Leuten aus Sitten (Kanton Wallis) bestehende zweite Gruppe entging der Katastrophe.

— Das Feuer in der Lottodirektion zu Rom war nicht so arg. Personen sind nicht zu Schaden gekommen; der Schaden beträgt 20 000 Franks.

— Ein französisches Blatt bringt folgende „Berichtigung“: Wir müssen noch eine kleine Ungenauigkeit berichtigen, die sich in unserer letzten „Chronik“ findet. Wir haben erzählt, daß ein junges Kindermädchen in Versailles sich aus Liebestummer todtgeschossen hat. In dieser Form ist der Bericht nicht ganz zutreffend. Was wir erzählt haben, trug sich nicht in Versailles, sondern in Melun zu, und es handelte sich nicht um ein junges Kindermädchen, sondern um einen Dragoner-Unteroffizier, der sich auch nicht aus Liebestummer todtgeschöß, sondern sich in einem Anfall von Wahnsinn aufgehängt hat.

— Eine starknervige Familie. An dem Moskauer Vernettag nahm auch eine amerikanische Familie theil, deren sämmtliche Mitglieder — sechs Personen — sich der Medizin zugewandt haben. Die Familie besteht aus einem Dr. Perkins und seiner Frau, die gleichfalls praktizierende Arztin ist, ferner einer Tochter, die vor kurzem das Doktordiplom erhalten und einen Arzt geheirathet hat, und zwei Söhnen, Studenten der Medizin auf der New-Yorker Universität.

— Ein Wähler mit 23 Stimmen. In London starb dieser Tage, 86 Jahre alt, der Pastor Washbourne West. Unter den Radikalen hatte er sich einen Namen gemacht, weil er 23 Stimmen bei Parlamentswahlen besaß. Er hatte nämlich an 23 verschiedenen Orten Grundeigentum. Da die Wahlen in England auch verschiedenen Tagen stattfinden, so konnte er zum großen Theil auch von seinem vielstimmigen Wahlrecht Gebrauch machen. Und das that er auch nach Kräften bis in sein höchstes Alter.

— Wie ist das anzustellen? Ein Ausführgeschäft Irlands verwendet einen Artikel in Schachteln, auf denen der Empfänger ermahnt wird, die Schachteln nicht eher zu öffnen, als bis er die darin eingeschlossene Anweisung gelesen hat.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 5. September.